

Josef Volsa

Ritzi Mitzi

Ein Wien-Krimi des Jahres 1924



Inhaltsverzeichnis

Eine kleine Einleitung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27
Ritzi-Mitzi
Rezepte
Glossar
Danke

Eine kleine Einleitung

In diesem Roman wimmelt es von historischen Anspielungen, Ausdrücke aus dem *Rotwelsch* - also der Gaunersprache - und dem Wienerischen. Ich habe daher alle Eigenwörter im Glossar am Ende des Buches zusammengefasst. Es empfiehlt sich, diese Zusammenstellung vorher zu lesen, um dann nicht im Lesefluss unterbrochen zu werden.

Es war mir ein Bedürfnis, vier für jene Zeit typischen Speisen, die auch in der Geschichte genannt werden, im Anhang für Sie als Rezepte mitzuliefern. Vielleicht hat ja jemand unter den Leserinnen und Lesern Freude daran, diese alten Köstlichkeiten nachzukochen.

Alle Personen wurden frei erfunden. Eventuelle Ähnlichkeiten sind daher rein zufällig und kein Hinweis auf lebende oder verstorbene Personen. Wenn historische Persönlichkeiten genannt werden - wie etwa ein Polizeipräsident oder ein bekannter Komponist - dann nur, um die Handlung dieser fiktiven Geschichte zu stützen. Dies gilt auch für Orte und Häuser aus der besagten Zeit.

Kapitel 1

Er baute sich fast drohend vor Nagy auf. »Machen Sie doch mal wieder sauber, Herr Nagy. Immerhin zahle ich dafür, dass ich hier ein Zimmer habe. Das Geschirr ist dreckig und die Küche ist ein Saustall.«

Nagy hatte keine Lust, sich zu streiten. Entweder war er heute Nacht irgendwie verdreht im Bett gelegen oder das Wetter wechselte sich. Es war ihm nicht möglich, jedes Mal die Gründe zu erkennen, warum seine Kriegsandenken Schmerzen bereiten. Ansonsten könnte er Maßnahmen treffen, um den Ausbruch der Schmerzen zu verhindern. Mal schmerzt es mehr, mal schmerzt es weniger. Heute schmerzte wieder jede einzelne Bewegung, jedes einzelne Verdrehen des Oberkörpers.

Nagy beschloss, die Diskussion abzukürzen: »Wenn Sie ein Problem mit Ihrem Zimmer haben, suchen Sie sich ein anderes. Da Sie bereits vier Monate darin wohnen, kann ich es nun bereits viel teurer weitervermieten. Anwärter gibt es genug. Ich mache den Dreck nicht, weil ich sowieso kaum zu Hause bin.

Außer Ihnen als möblierten Herrn, der das Zimmer bei mir gemietet hat, gibt es noch vier andere Bettgeher. Hier wird eben gelebt und nicht nur geputzt.« Es waren verrückte Zeiten. Armut, Wohnungsnot, Hyperinflation. Der Krieg hatte die ganze Gesellschaft in einen riesigen Topf geworfen und einmal umgerührt. Der Adel hatte sein Geld mit Kriegsanleihen verloren. Genauso war es dem gehobenen Bürgertum ergangen, das dem Hof nahestand und bei dem es als patriotische Pflicht angesehen wurde, solche Anleihen

zu zeichnen. Der Adel musste nun arbeiten. Etwas, dass er nie erlernt hatte. Andere wiederum haben sich durch irgendwelche Geschäfte am Krieg bereichert. In Wien wird sowohl gefeiert als auch geweint.

Nagy holte sich Brot und *Liptauer* aus der Küche, zog sich seine Schuhe an und ging. Er verließ nahezu fluchtartig die Wohnung. Er hielt es nicht mehr aus, hier zu sein. Sein Vater hinterließ ihm diese riesige Mietwohnung aus besseren Zeiten. Aufgeben konnte er sie nicht, da er hier den Friedenszins zahlte. Ohne seine Mitbewohner, die ihm sein Leben finanzierten, indem sie das Mehrtausendfache dessen, was er an Friedensmiete hinlegte, für einen Bettplatz oder ein Zimmer bezahlten, könnte er sein Leben nicht finanzieren. Die kleine Kriegsinvalidenrente reichte bei weitem nicht aus. Er war nicht gebaut, um gemeinsam mit anderen Menschen zu wohnen. Aber in Zeiten wie diesen musste er sich eben irgendwie mit der Situation arrangieren.

Aus dem Haus im Raimundhof ging er auf die Mariahilferstraße.

Schräg gegenüber lag das Kaufhaus Gerngroß. Die Waren konnte er sich sowieso nicht leisten. Seit dem letzten Monat waren sie schon wieder um ein Vielfaches teurer geworden.

Ihm waren zu viele Leute hier. Daher ging er in den Esterhazypark. Einfach mal ein wenig allein sein. Jetzt im Mai waren die Temperaturen warm genug, um sich eine Parkbank zu suchen, auf welcher er dem Tag zusehen konnte, wie er verstreicht.

Dieser Krieg machte alles kaputt. Europa, Wien, und ihn mitsamt seinem Leben.

Es war einer der ersten sonnigen Tage in diesem Jahr. Die Wiener waren auf den Beinen, um ein wenig Frühlingsluft und Sonne zu tanken. Der Park war voller Leute. Mütter mit Kindern, Kriegsinvaliden, so wie er und das eine oder andere Pärchen. Zum Kotzen dieser Anblick. Er schleppte sich zu einer Parkbank, setzte sich, klappte sein *Mercator* aus und

machte sich sein Brot mit *Liptauer* zurecht. Das Messer fühlte sich gut an in der Hand. Es begleitete ihn durch den ganzen verdammten Krieg. Fast jeder seiner Kameraden hatte solch ein Messer. Er hatte sogar zwei davon. Bei dem Gedanken an das zweite Messer wischte er sich verstohlen mit dem Ärmel über sein Gesicht und griff dann an seine Brust, um das zweite *Mercator* zu erspüren, welches er an einem Lederband um den Hals unter dem Hemd trug. Es griff sich fast weich an, so unter dem Stoff des Hemdes.

Es wurde ihm zu viel. Er hielt die Menschen hier im Park nicht aus.

Besonders die glücklichen Pärchen, die hier schmusten, vergnügt waren. Die hier Hand in Hand gingen und so offensichtlich versuchten, all diesem Wahnsinn der Zeit zu trotzen. Die sich weigerten, diesen Irrsinn zu sehen, in dem sie alle lebten. Er beschloss, sein Brot fertig zu essen und dann ein wenig durch die Gumpendorfer Straße zu spazieren, bis der Tag vorbei war. Er freute sich schon auf die Zeit, in der er in der Lobau schlafen konnte, um seinen Untermietern aus dem Weg zu gehen.

Langsam schlurfte er in der Gumpendorfer Straße an den Geschäften und Häusern vorbei. Da nach kurzer Zeit die Schmerzen in seinem linken Fuß und dem linken Knie immer stärker wurden, kehrte er im Sperl ein. In einer Ecke trank er die nächsten drei, vier Stunden einen kleinen Braunen und las die Zeitung. Dieser Tag wird auch vergehen, dachte er sich. Hoffentlich bald. So wie jeder andere auch.

Immer wieder kehrst du Melancholie, O Sanftmut der einsamen Seele. Zu Ende glüht ein goldener Tag.

Kapitel 2

Dieser Depp hatte offenbar seinen Schlüssel vergessen. Harald, sein Bettgeher, kam zu dieser Zeit immer von seiner Nachtschicht zurück. Er war es vermutlich auch, der nun wie verrückt klopfte und ihn aus dem Bett holen wollte. Ein Blick auf den Wecker zeigt ihm, dass es erst kurz nach 8:00 Uhr war. Der Kerl kann etwas erleben. Traut sich so einen Radau zu machen.

Nagy begab sich, so schnell sein schmerzender Leib dies zulassen konnte, zur Tür und öffnete. Gleich darauf schreckte er zurück. »Marek!« Mareks massiger Körper füllte die ganze Tür aus. Wie damals trägt er eine zu kleine Kleidung, weil es anscheinend nach wie vor schwierig sein muss, in dieser Größe etwas Passendes zu finden.

Er bückte sich, um durch die Tür zu kommen, fiel Nagy um den Hals und begann, wie ein kleines Kind zu weinen. Hilflos hing dieses Riesenbaby an ihm. So hilflos, wie sich auch Nagy in diesem Moment fühlte.

Ihm schnürte es die Brust zu.

Nicht allein wegen der Schmerzen, die dieser Granatsplitter nach wie vor verursachte, der in seinem Bauch steckte, den sie ihm im Lazarett damals nicht rausschneiden konnten. Er fühlte sich plötzlich zurückversetzt auf den Monte San Michele am 19. Oktober 1915 und hörte wieder den Lärm, das Schreien, die Schüsse, sah seine Kameraden, das Blut und die Verletzungen klar vor sich. Zwei Tage davor haben sie die Italiener im Nahkampf abwehren können. Immer noch sieht er in seinen Alpträumen den Italiener vor sich, den er mit dem Bajonett an der Halsschlagader getroffen hat, als dieser sich auf ihn gestürzt hatte. Jener Bursch war vielleicht 19 oder 20 Jahre

alt gewesen, hatte Eltern, vielleicht eine Freundin oder eine Frau gehabt, die allesamt großer Hoffnung gewesen sind, dass er gesund wieder nach Hause kommen werde. Sein Gesicht, als der Bursch Nagy angegriffen hatte, zeigte Furcht und Unsicherheit. Als Nagy ihn getroffen hatte, sah ihn der junge Mann ungläubig und mit großen Augen an. Das Blut spritzte aus dem Hals und der Soldat war gleich tot. Er hatte keine Zeit, sich um ihn zu kümmern. Dazu tobte der Angriff zu gewaltig. Aber dieses Gesicht wird er nie vergessen. Er verschoss viel Munition während des Krieges. Vorzugsweise in Richtung des Feindes. Ob er traf, wusste er nicht. Er wollte es auch später nie wissen.

Aber dieses eine Leben hatte er ausgelöscht, während er diesem Mann in die Augen sah. Direkt und unleugbar.

Zwei Tage nach dem Angriff hatte er immer noch keine Zeit, seine Uniform zu wechseln.

Das Blut klebte nicht nur sprichwörtlich an ihm und erinnerte daran, dass er Menschenleben beendet hatte. Seine Uniformhose war nur unzureichend von seinem Kot gereinigt und er stank entsetzlich. Er schämte sich für diese Körperreaktion, aber sie war nicht zu verhindern gewesen.

Am 19. Oktober rollte dann eine neue Angriffswelle an. Der Artilleriebeschuss dauerte schon Stunden an, die Italiener feuerten aus allen Rohren. Die Artillerie schoss zurück. Nagy und seine Kameraden versuchten die Köpfe, so gut es ging, unten zu halten und sich nicht aus den Schützengräben zu bewegen. Wenigstens musste er auf diese Weise niemanden eigenhändig töten oder beim Sterben zusehen. Da geschah es. Eine Granate schlug in die Rückwand des Schützengrabens ein. Von den vielen hunderten oder tausenden Granaten, welche die Italiener abfeuerten, erwischte diese eine Granate jenen Winkel, mit der sie direkt in ihre Stellung flog und sich dann an der Rückwand des Schützengrabens in ihre Bestandteile zerlegte. Ludwig, der neben ihm stand, war sofort tot. Ein Teil der Granate zerfetzte dessen Gesicht. Nagy wurde durch

zahlreiche Treffer verletzt und blutete aus mehreren Wunden.

Sein Ludwig war tot! Sein geliebter Ludwig.

Nagy kroch, soweit es ihm mit seinen Verletzungen möglich war, zu ihm und umarmte den leblosen Körper. Er wollte nun umarmend liegend mit ihm sterben. Vor wenigen Tagen und Stunden waren sie einander näher gekommen. Mit dem Herzen und dem Körper.

Er war seine erste große Liebe. Ohne Ludwig erschien sein Leben nun sinnlos und nicht mehr lebenswert.

Durch den Blutverlust war er kurz vor der Ohnmacht, als er wie durch einen Schleier Marek sah. Dieser Büffel von einem Mann warf Nagy wie einen Sack über seine Schulter und trug ihn durch den Hagel aus Kugeln, Granatsplittern und Erdbrocken zum Lazarett. Er spazierte über das Schlachtfeld. Es wirkte, als ob ihn das nicht interessierte, welche Hölle rund um ihn herum im Gange war, ihn all das nicht beträfe und ihn nicht verletzen könnte.

Nagy war die Tage danach nicht ansprechbar. Sein Ellbogen des rechten Armes, der linke Fuß, das linke Knie und seine linke Hand waren immer noch von den Granatsplittern beeinträchtigt, schmerzten und sind kaum zu gebrauchen. Sein kleiner Finger an der linken Hand war absolut gefühllos, irgendwelche Nerven unwiederbringlich zerstört. Ein Splitter steckte außerdem als Andenken an Italien immer noch in seinem Bauch zwischen den Gedärmen. Er konnte damals nicht operiert werden, im Lazarettzelt am Schlachtfeld. Bei allen möglichen Bewegungen bereitete es auch später noch Schmerzen und es bestand die ständige Gefahr, dass irgendwann der Darm dadurch verletzt werden könnte. Irgendein Faustschlag in den Magen oder ein Sturz und dieses Stück Stahl, dieses Souvenir aus Italien, würde ihn töten. Einfach langsam innerlich verbluten lassen.

Marek stand nun – so viele Jahre später – als gebrochener Mann weinend vor ihm. »Marek, was ist passiert?« »Mitzi ist

weg.« Er erinnert sich dunkel daran, dass Marek damals voller Vaterstolz von einer kleinen Tochter erzählt hatte.

»Komm doch erst mal rein. Ich mache eine Flasche Branntwein auf.« Sie setzten sich in die Küche und Nagy holte von seinen geheimen Vorräten in seinem Zimmer einen Obstler, den er entkorkte. Währenddessen beobachtete Nagy Marek. Er hatte ihn noch nie in Zivil gesehen. Damals schon war ihm die Uniform viel zu klein gewesen. Dieser riesige Mann hatte nicht viele Möglichkeiten, Kleidung in seiner Größe zu bekommen. Zum Schneider gehen und sich etwas anfertigen lassen, könnte er sich wohl nicht leisten. Er kannte Marek als einen Menschen, den nichts umwerfen kann. Er ließ den Krieg genauso wie die Schikanen der Vorgesetzten stoisch über sich ergehen. Jetzt saß er hier wie ein Häufchen Elend und kippte einen doppelten Schnaps nach dem anderen wie Wasser in sich hinein. »Erzähl mal, warum bist du da. Und wie zum Teufel hast du mich gefunden?« Marek sah Nagy mit verweinten Augen an: »Mitzi ist weg. Einfach so. Die Polizei unternimmt nichts. Sie ist doch ein anständiges Mädchen und verschwindet nicht so einfach.«

Nagy hatte in ihrer gemeinsamen Zeit bei der Isonzoschlacht niemals erlebt, dass Marek irgendetwas aus der Ruhe gebracht oder aufgeregt hätte.

Er war immer komplett entspannt und in sich ruhend gewesen. Selbst im ärgsten Bombenhagel hatte man den Eindruck gehabt, dass ihn das ganze Geschehen komplett kalt gelassen hätte. Ihn nun so zu sehen machte ihn plötzlich fremd für Nagy. Als er Nagy damals gerettet hatte, ging Marek übers Schlachtfeld, als ob er sich im Wiener Prater befunden hätte. Nagy glaubte, sich zu erinnern, dass nicht mal Mareks Atem schneller geworden war.

»Marek, dann erzähl halt mal! Wie ist das passiert?« »Sie kam vor einer Woche einfach nicht mehr heim. Einfach so. Ich war bei der Polizei aber die unternehmen nichts. Weil ich wusste, dass du ja bei der Polizei bist, habe ich nach dir

gesucht. Tag und Nacht. Bei der Polizei haben sie so getan, als ob sie dich nicht gekannt hätten. Ich habe dich aber trotzdem gefunden. Nárcisz, hilf mir. Du bist mir das schuldig. Ich habe doch sonst niemanden mehr.« Bei den letzten Worten begann er wieder zu weinen.

Wenn Marek wüsste, dass er Nagy mit seiner Rettung keinen Gefallen getan hatte. Er wäre lieber in Italien in der Schlacht gestorben, um mit seinem Ludwig vereint zu sein. Nagy verstand nicht, warum Ludwig sterben hatte müssen und er das Recht bekommen hatte, weiterzuleben. Er fühlte sich schuldig.

»Marek, ich bin nicht mehr bei der Polizei. Ich bin ein Krüppel. Nach der Sache in Italien ist mein rechter Ellenbogen nur mehr unter Schmerzen zu bewegen. Mein linker Fuß ist gefühllos und mein linkes Knie schmerzt ständig.

In meinem Bauch steckt noch dieser Splitter, der bei jeder blöden Bewegung Schmerzen macht. Irgendwann wird mich dieses Teil umbringen. Dieser Granatsplitter sitzt irgendwo in meinen Gedärmen und kann nicht entfernt werden. Wenn ich mich bewege, bewegt er sich auch immer leicht mit und tut mir weh, verstehst du?«

Nachdem Nagy sich einen doppelten Obstler nachgeschenkt und runtergekippt hatte, erzählte er weiter: »Nach meiner Zeit im Spital wollte ich meinen Dienst antreten. Der Amtsarzt stellte jedoch eine Exekutivdienstuntauglichkeit fest. Die Voraussetzungen für meine Beamtenpension hatte ich noch nicht. Bei der Hyperinflation bist du mit einer Beamtenpension sowieso eine arme Sau. Ich lebe nun von dem Wenigen, das ich als Kriegsveteran bekomme. Und von dem Geld, das ich von dem möblierten Herrn und meinen Bettgehern erhalte. Meine Wohnung fällt noch unter den Friedenszins. Ich zahle also die Miete, die vor dem Krieg fällig war und kassiere das Mehrtausendfache dessen von den Leuten für deren Untermiete. Ich hasse es aber, wenn ich meine Wohnung

teilen muss, wenn Leute in meiner Wohnung sind. Weißt du, Marek? Eigentlich will ich alleine sein und mich mit niemanden auseinandersetzen müssen. Aber ohne meinen Einkünften von ihnen könnte ich nicht überleben. Ich brauche halt das Geld.«

Marek blickte ihn hoffnungsvoll an. Dabei senkte er den Kopf und schaute Nagy von unten herauf an. Auf Nagy wirkte er wie ein Dackel: »Hilf mir, Nárcisz! Mitzi ist mein Ein und Alles.«

Nagys Interesse war eher gering. Aber andererseits hatte Marek doch sein Leben gerettet und seines dabei aufs Spiel gesetzt. »Erzähl mir halt von deiner Mitzi!«, meinte Nagy und schenkte Marek und sich einen doppelten Obstler nach. Mareks Körper richtete sich auf. Offenbar schöpfte er Hoffnung: »Mitzi ist meine kleine Tochter. Ihre Mutter starb bei der Geburt. Es war schwer für mich. Ich musste mich um die Fleischhauerei kümmern und Geld verdienen. Mitzi unterstützte mich schon als Kind, kochte mit sechs Jahren, nähte und hielt die Wohnung in Ordnung mit acht Jahren.

Mitzi ist inzwischen 23 Jahre alt und schon war immer ein liebes, braves Kind. Als ich in den Krieg musste, wurde sie von meiner Verwandtschaft aufgezogen. Es gab nie Probleme. Sie war gut in der Schule und die Lehrer lobten sie. Sie redete nie zurück, wenn ihr etwas nicht passte. Später fand sie dann in einem Schuhgeschäft eine Stelle als Verkäuferin. Auch von ihrem Arbeitgeber her gab es nie Beschwerden. Sie übte dann zu Hause vor dem Radio, die Radiosprecher nachzusprechen, um unseren tschechischen Akzent wegzubekommen. Sie verleugnete ihre Herkunft komplett und investierte viel Zeit ins Üben, damit man ihr nicht anmerkte, dass sie Tschechin ist. Mir erklärte sie, es wäre wichtig, wegen der Kunden. In letzter Zeit ging sie am Abend immer aus. Sie war aber jeden Morgen wieder da. Ich habe es ihr gegönnt. Wir haben sonst nicht unbedingt viel Spaß im Leben. Letzten Montag kam sie nicht nach Hause. Sie ist spurlos verschwunden. Einfach weg.«

»Am Montag ist Ostermontag. Aber am Dienstag gehe ich mit dir zur Polizei. Mal sehen, ob ich was machen kann.«

Marek stand auf und schrie Nagy an: »Nein! Wir müssen gleich was unternehmen.« »Marek«, sagte er, »beruhige dich. Vielleicht ist sie bis dahin doch wieder zurück.«

Als entwich alle Luft aus ihm entweichen, sackte Marek auf seinem Stuhl zusammen: »Mitzi ist seit Kurzem zuckerkrank. Sie hat ihre Spritze mit und eine angebrochene Packung mit Ampullen. Dieses Zeug ist da drinnen, Isolitine oder so – diese Medizin, die sie sich ständig nach dem Essen spritzen muss.« Nagy sah ihn an: »Was bedeutet das konkret? Ich habe zwar irgendwas davon in der Zeitung gelesen, aber keine Ahnung mehr was.« Marek wirkte verzweifelt: »Es begann im letzten Jahr. Sie war ständig müde, fühlte sich schwach. Sie hatte immer großen Durst und musste häufig aufs Klo. Sie roch seltsam nach Lack oder so. Das wurde immer schlimmer und daher brachte ich sie zum Arzt, da ich mir große Sorgen um sie machte. Der stellte fest, dass sie zuckerkrank ist. Gott sei Dank wurde gerade die Medizin, die sie braucht, entwickelt. Dieses Mittel Insolitine gibt es noch nicht so lange. Vorher wäre die Diagnose ein Todesurteil gewesen. Sie ist recht eigenwillig und verantwortungslos, was das Spritzen betrifft und deswegen kümmere ich mich, dass sie die richtige Menge spritzt, wenn sie isst. Da sie es nicht ernst genug nimmt oder auch nicht ernst nehmen will, habe ich das übernommen.

Wir haben ausgemacht, dass sie nichts isst, wenn sie unterwegs ist und keinen Alkohol trinkt. Das mit dem Alkohol hat irgendwie mit dem Zucker zu tun. Der Arzt verschrieb ihr gegen den Hunger Heroin-Tabletten. Wenn Sie zu wenig spritzt, beginnt sie zu zittern, zu schwitzen, und wirkt krank. Spritzt sie zu viel, kann sie in Ohnmacht fallen und sterben. Ich musste ihr schon zweimal Zuckerwasser einflößen, um dieser Wirkung von diesem Inso... Iso..., dieser Medizin eben, entgegenzuwirken, wenn sie zu hoch dosiert

war. Ihre angebrochene Packung reicht vermutlich für einige Tage, sofern sie vernünftig ist, regelmäßig spritzt und dabei die Menge gut berechnet. Wenn wir sie dann aber nicht rechtzeitig finden, stirbt sie.«

Lange war es her, dass Nagy das letzte Mal in der Polizeidirektion gewesen war. An diesem Abend war es also wieder so weit. Gemeinsam mit Marek stand er vor der Polizeidirektion am Schottenring 11. Seine Polizeikarriere war nicht so verlaufen, wie es sich sein Vater für ihn gewünscht hätte. Nagys Familie war nach Wien gekommen, weil dem Vater eine Beamtenposition in Wien angeboten bekommen worden war. Nagy war ein Einzelkind. Die Mutter konnte nach seiner Geburt keine Kinder mehr bekommen. Sie verstarb, als er acht Jahre alt war. Sein Vater war streng und legte Wert auf Disziplin, auf Manieren und eine ausgezeichnete Schulbildung. Seine Erziehung bezeichnete Nagy im Nachhinein weniger als Erziehung, sondern eher als Drill. Nagy hatte sich nur einmal getraut, sich seinem Willen zu widersetzen.

Sein Vater wollte, dass er studiere, Nagy selbst aber strebte eine Karriere im Polizeidienst an. Die Bedingung des Vaters war, dass Nagy zumindest eine Karriere als Offizier zu machen habe.

Nagy hatte die Ausbildung mit Auszeichnung bestanden und wurde in den Kriminalbeamtendienst übernommen. Es war im Jahr 1913, als er ein Mitglied des Hofes beamtshandelte, der eine Prostituierte würgte. Ihr wurde das Zungenbein gebrochen. Sie trug durch die Misshandlungen auch andere schwere Verletzungen davon. Nagy wurde von den Vorgesetzten nahegelegt, die Berichte und Einvernahmen zugunsten des Täters umzuschreiben. Das widersprach allen Prinzipien, die Nagy hatte, für die er lebte und Nagy lehnte daher ab. Kurz darauf fand er sich im Innendienst wieder, wo er Akten schlichten musste. Gerüchten zufolge, gab es eine Weisung des

Polizeipräsidenten. Aber das wurde nie bestätigt. Nagy legte nicht viel Wert auf diese Gerüchte. Eigentlich war es egal, wer seine Finger im Spiel hatte. Es war eben so, fertig.

Als der Krieg ausbrach, wurde Nagy als einziges Mitglied des Kriminalbeamtenkorps einberufen.

Sein Gefühl zu diesem Gebäude war dementsprechend zwiespältig. »Komm, Marek, gehen wir rein.«

Kurz darauf saßen sie Polizeirittmeister Norbert Huber gegenüber. »Meine Verehrung, Herr Rittmeister. Hast ganz schön Karriere gemacht, alter Freund. Schön, dass du heute Journaldienst hast.

Ich hatte schon befürchtet, mich mit einem mir unbekanntem Ex-Kollegen herumschlagen zu müssen.« »Nárcisz, wie geht es dir? Wir haben uns schon jahrelang nicht gesehen. Ich denke oft an unsere gemeinsame Zeit zurück, als wir noch einfache *Kieberger* waren.« Nagy musste grinsen. Huber war schon immer ein wenig ein Speichellecker gewesen. Kein Wunder, dass er Karriere gemacht hat. Aber er musste schon zugeben, Huber war echt gut. Ein *Kieberger* mit hoher Aufklärungsrate. Auch wenn seine Methoden, mit Verdächtigen umzugehen, nicht immer als korrekt bezeichnet werden konnten. Gut sah er aus. Etwas in die Breite war er gegangen. Aber immer noch ein stattlicher Mann: »Ja, es waren schöne Zeiten. Schönes Büro hast du da. Ich gratuliere dir zu deiner Offizierskarriere. Ich bin wegen Frau Maria Nowotny hier.« Norbert öffnete seinen Schreibtisch, nahm drei Gläser und eine Flasche Schnaps heraus. Er schenkte ein. »Meine Sekretärin hat mich bereits in Kenntnis gesetzt. Ich habe mir den Akt bereits ausgehoben.« Er klopfte auf einen dünnen Akt, der vor ihm auf dem Tisch lag. »Leider oder auch Gott sei Dank kann ich dir sagen, dass es keinerlei Anhaltspunkte für irgendein Verbrechen gibt. Viel mehr gibt es hier auch nicht. Wir haben keinerlei Hinweise auf den Aufenthalt von Frau Maria Nowotny. Das ist somit auch nicht mehr an

Information, als Herr Nowotny schon von den Kollegen mitgeteilt wurde.«

»Darf ich den Akt lesen, ich möchte gerne wissen, was alles gemacht wurde, was genau erhoben wurde.« Norbert grinste ihn breit an: »Aber Nárcisz, du wirst doch die Bestimmungen über das Amtsgeheimnis nicht vergessen haben? Du weißt, dass ich mich strafbar mache, wenn ich dir den Akt gebe und dich ihn lesen lasse. Da sind die Namen, Adressen, Geburtsdaten von Zeugen drin. Ich darf ihn dir nicht zeigen.« Während er dies erklärte, warf er einen Blick zum Fenster. »Ein herrlicher Frühlingstag. Ich schaue gerne auf die Ringstraße und genieße im Frühling die Aussicht von meinem Büro aus.« Er stand auf, nahm seinen Schnaps und kippt ihn in seinen Tee. Er drehte den offenen Akt wie zufällig in Nagys Richtung, ging mit seinem Tee zum Fenster und drehte seinen Besuchern den Rücken zu. Marek schaute Nagy entgeistert an, ließ seinen Blick zwischen dem Rittmeister und Nagy und dem Akt hin- und herpendeln und verstand überhaupt nicht, was hier vor sich ging.

Nagy hingegen verstand jedoch sehr gut. Spätestens seit ihn einmal Kollegen aus dem Nebenbüro auf ein Gespräch angeredet hatten, das er vertraulich im Büro führte, wusste er über die dünnen Zwischenwände der Direktion Bescheid.

Der Akt war nicht sehr ergiebig. Ein sogenannter *Nega-Bericht*. Befragungen negativ, Ermittlungen negativ, Spuren negativ, alles negativ. Beim Durchlesen dieser mageren Zeilen war von den Verfassern nicht wirklich viel Engagement zu erkennen, die Arbeitswut leuchtete ihm auch nicht gerade entgegen.

»Norbert, weißt du, dass Frau Nowotny zuckerkrank ist?« Norbert kippte seinen Tee hinunter: »Klar, Herr Nowotny hat es ja bei der Anzeige erzählt.

Für mich stellt sich die Situation recht unverdächtig und klar dar. Meiner Meinung nach war ihr das Leben, das sie bei ihrem Vater geführt hatte, zu einfach, zu seicht, zu wenig aufregend. Sie ging in ihr Leben und hatte nicht den Mut, es

ihrem Vater ins Gesicht zu sagen. Sie ist ein erwachsenes Fräulein. Wenn sie Insulin braucht, kann sie es sich jederzeit in einer Apotheke besorgen. Ihr Vater will sie doch nur abhängig und klein lassen. Er sieht sie immer noch als kleines Mädchen.«

Nagy legte seine Hand auf den Unterarm Mareks. Er merkte förmlich, wie dieser knapp vor der Explosion stand.

»Wobei ...« Huber stockte, wiegte den Kopf hin und her und betrachte angestrengt den Boden seiner leeren Tasse. Nagy merkte die Unsicherheit Norberts: »Wobei was, Norbert?« »Na ja, du kennst es ja. Da ist so ein Gefühl.« Nagy lachte auf. »Norbert, wegen dieses Gefühls haben wir etliche Fälle gemeinsam aufgeklärt. Oft genug haben wir wegen eines Gefühls ermittelt und die Fakten kamen nachher dazu. Oft genug mussten wir irgendwelche Fakten erfinden, um Ermittlungen zu rechtfertigen, die aufgrund eines instinktiven Gedankens erfolgten und schlussendlich erfolgreich waren. Bedeutet das, dass du weiter ermittelst?«

Nagy freute sich. Wenn er seinen alten Kollegen dazu bringen konnte, weiter zu ermitteln, war er wieder aus dieser Sache draußen. Ganz gleich, wie dieser Fall ausginge, Nagy bräuchte sich nicht weiter damit befassen.

Der Polizeirittmeister legte ein Blatt Papier auf den Schreibtisch und flüsterte: »Auch das hast du nie gesehen. Ich werde nicht ermitteln. Der Grund des Gefühls ist eben ausschlaggebend dafür, warum ich in diesem Fall nicht ermitteln werde.«

Es war ein Schriftstück des Innenministeriums. Unterzeichnet von einem der höchsten Beamten. Nicht von irgendeinem Sachbearbeiter, nein, gleich ein Sektionschef interessiert sich für Mitzis Fall. In dem Schreiben wurde der Befehl erteilt, die Abgängigkeitsanzeige der Maria Nowotny ohne weitere Ermittlungen zu den Akten zu legen. Ohne Begründung.

Nagy verstand, was Norbert meinte. Ein Ministerium mischt sich nicht in Abgängigkeitsangelegenheiten ein. Ein

Innenministerium reagiert nicht so schnell. Schon bei wirklichen Straftaten braucht es Wochen, bis eine Weisung kommt, wenn ein Amt um eine Weisung ersucht. Das Innenministerium hatte außerdem Sachbearbeiter, die unter dem Datum aufgelistet waren. Hier gab es keinen Sachbearbeiter, sondern die Unterschrift des Sektionschefs Trattenbach persönlich. Schon seltsam. Sehr seltsam sogar.

Nach ihrem Besuch bei dem alten Freund saßen Marek und Nagy bei einem Kaffee im Café Landmann. »Also Marek, du hast es gehört. Es liegt offenbar kein Verbrechen vor. Schade, dass ich dir nicht mehr helfen kann.« Marek schüttelt seinen massigen Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Es ist sicher etwas passiert. Irgendwer hat ihr etwas angetan. Sie war immer so ein braves Mädchen. Es muss ihr jemand etwas angetan haben. Ich weiß es.

Ich bin mir ganz sicher.

Was war das bei dem Gespräch zwischen euch beiden? Ich habe nicht verstanden, worum es eigentlich geht. Weiß er doch was von Mitzi?«

Irgendwie gelang es Nagy, ihn abzuwimmeln. Dieses Gespräch mit Norbert erinnerte ihn wieder an die Vergangenheit. Eine Vergangenheit, die er gerne vergäße. Es reichte ihm für heute.

Kapitel 3

Die einsame halbe Flasche Obstler, die von Mareks letzten Besuch übrig geblieben war, war nun auch Geschichte. Nagy spürte den Puls seines kaputten, unnötigen Körpers als schmerzhaften Gongschlag durch seinen Schädel hämmern. Es waren verdammt viele Gongschläge. Jetzt kamen auch noch andere Schläge dazu. Irgendwer trommelte an die Tür. Sämtliche Versuche, diesen furchtbaren Lärm zu ignorieren, fruchteten leider nicht. Nagy stellte sich tot. So tot, wie er sich tief in seinem Inneren schon seit langem fühlte. »Nárcisz mach auf! Ich weiß, du bist zu Hause!«

Marek. Auch das noch. Nagy stand vom Sofa, auf dem er geschlafen hatte, auf. Er fühlte sich nicht besonders sicher auf den Beinen, stieß seinen Nachttopf um. Der alte, früher einmal sehr wertvolle Teppich seines Vaters fühlte sich jetzt feucht an an den Füßen. Das verdammt Hämmern in seinem Kopf und an der Tür machte seine Laune auch nicht besser.

Als er endlich an der Tür war und öffnete, blickte er in das verzweifelte Gesicht Mareks.

Der Mann sah noch mitgenommener aus als er selbst, stellte Nagy fest. Marek hatte tiefe Ringe unter seinen verheulten Augen. Er war unrasiert und die Haare standen in alle Richtungen. Er drückte Nagy ein Blatt Papier in die Hand. »Ich bekam einen Brief von Mitzi.«

Nagy lehnte sich an die Wand, um ein wenig Stabilität im Leben zu erhalten, und las.

Lieber Papa! Sorge dich nicht um mich. Mir geht es gut. Ich bin mit meinem Liebling, den ich heiraten werde, weggefahren. Ich werde definitiv nicht mehr zurückkommen. Sei mir nicht böse. Suche nicht nach mir.

Mitzi

»Na also, Marek, siehst du, es geht ihr gut. Sie ist erwachsen geworden. Sie wird ihren Weg schon gehen. In ein paar Jahren steht sie mit drei Kindern vor der Tür und stellt dir ihren Mann und deine Enkel vor.«

Marek schüttelt verzweifelt den Kopf: »Nein, nein, nein. Sie hat zwar deutsch gesprochen wie eine Österreicherin. Aber untereinander haben wir immer noch tschechisch gesprochen und geschrieben. Ich habe einige Zettel von ihr zu Hause, auf denen sie mir Nachrichten hinterlassen hat. Etwa wenn sie mir etwas kochte und das Essen am Herd stand oder sie weg ging und später nach Hause kam. Alles auf Tschechisch. Einkaufszettel oder Notizen. Alles auf Tschechisch. Da ist etwas faul, Nagy. Ich glaube auch nicht, dass das ihre Schrift ist.«

»Bitte nicht!«, dachte Nagy. »Bin ich ihn etwa doch nicht los? Ich verstehe, dass er verzweifelt ist. Ich verstehe, dass er sich an jeden Strohhalm klammert.

Ich verstehe, dass er nicht glauben will, dass seine Tochter sich abgesetzt hat, weil ihr das Leben zu eng erschien. Aber was zum Teufel, habe ich damit zu tun?« Nagy überlegte kurz: »Marek, komm rein!« Nagy stellte eine neue und demnach noch volle Obstler-Flasche und zwei Gläser auf den Tisch. »Marek, schau mich an! Ich bin ein Krüppel. Meine Zeit als Kriminalbeamter ist lange vorbei. Auch wenn ich wollte, ich kann dir nicht helfen.«

Natürlich war das nicht der einzige Grund. Nagy hing seinen Gedanken nach und war in diesen gefangen. Er war beschäftigt. Sehr beschäftigt. Mit sich selber und mit Ludwig, dessen Leiche er in Italien in den Armen hielt. Mit seinen Schmerzen und den Bildern des Krieges. Diese Bilder, die Schreie der Sterbenden, den Geruch von Blut und dem Geruch, der entsteht, wenn Granaten und Kugeln abgefeuert werden. Der Gestank von Pulver und verbranntem Eisen. Die Toten, die Verstümmelten und das ganze Elend der Zeit verfolgten ihn jede Nacht.

Schweißgebadet wurde er davon jede Nacht mehrmals aus seinem Schlaf gerissen. Er hörte das Schreien der Verletzten und fühlte die Angst, die Panik in sich. Er konnte sich nicht um diese Mitzi, die er nicht mal kannte, kümmern. Wenn tatsächlich etwas vorgefallen wäre, dann handelte er sich beim unerlaubten Ermitteln Schwierigkeiten ein. Schwierigkeiten, mit denen er nicht fertig werden könnte. Er, der Krüppel.

Er hatte sich mit seinem Schicksal arrangiert, das Beste rausgeholt aus diesem Wahnsinn rund um sich herum.

Durch die Wohnung hatte er Einkünfte – nicht viele, aber es reichte zum Leben. Und mit all seinen Verletzungen wird es wohl nicht allzu lange reichen müssen. Hoffte er zumindest. Er fühlte, dass diese stabile Basis, die er sich erschaffen, erdacht hatte, an die er glaubte, ja, glauben musste, um leben, um überleben zu können, sehr fragil ist. Viel zu fragil jedenfalls, um sie für irgendwelche Nachforschungen für Marek aufs Spiel zu setzen. Er konnte es nicht, fühlte sich nicht stark genug. Er wollte nichts riskieren.

Marek blickte aus dem Fenster. Seine Gedanken waren offenbar genauso weit weg, wie die von Nagy. Schweigens saßen Sie einige Minuten vor ihrem Schnaps. »Als Maria klein war, weinte ich oft. Ich war einsam, nachdem ihre Mutter gestorben war. Sehr einsam. Wir Tschechen wurden immer abgelehnt. Mein Vater kam als Sandler nach Wien. Er streute die Lehmformen im Ziegelwerk mit Sand aus. Das ist die unterste Arbeit in den Ziegelwerken. In der Hierarchie der Arbeiter ist es die niedrigste Stufe der Hackordnung. Tagein und tagaus arbeitete er im Ziegelwerk für wenig Geld. Verdammt wenig Geld. Er war an diesen ganzen Bauten der Ringstraße beteiligt, machte Drasche reich mit seiner Arbeit. Trotzdem war er unerwünscht und sogar verhasst. Es wird ja immer noch vor uns Tschechen gewarnt. Dass durch uns das Deutschtum in Gefahr sei, sagen sie,